

Deutsche Hauspost

Im Frauenkreise.

Am Rhein.



Ich, daß ich dort gewesen wäre! Daß ich mich jubelfroh hätte schaukeln dürfen auf den rauschenden Wogen des majestätischen Stromes, und daß ich den poesievollen Sagen und Märchen hätte lauschen dürfen, die mir die Ragen und Felsen, die um die malerischen Felsen schweben, in sternfunkelnden Nächten zugerant!

von Ehrenfels und Stahel bis zum Roland und dem Drachenfels, und immer wieder klangen frohe Lieder hindurch, und von den rebenumkränzten Hügeln lagte der Frohsinn herab.

Nicht selten wird Köln das „Rom des Nordens“ genannt, öfter freilich das „heilige Köln“, ist es ja doch schon durch seine einzigartige, wunderbar mächtige Kathedrale, den weltberühmten Dom ausgezeichnet! Wohl dem herrlichen Bauwerke Gefolge droht, dem Verfall entgegenzugehen, das mag wohl das Herz eines jeden Freundes monumentaler Denkmäler betrüben, aber dem patriotischen Sinn der Reichen Kunststadt werden wohl keine Opfer zu groß erscheinen, das wundervolle Bauwerk zu erhalten.

Und was wir nicht erfassen können, nun, das lehrt uns dann das Leben und die Menschen, die Phantasie und Wirklichkeit zu trennen wissen.

Und auch der Stolz, daß sie im Rheine sich widerspiegeln dürfen, in dem mächtigen Strome, von dem die Sage geht: Kaiser Karl sei aufgestanden „zu Aachen aus der Gruft, und segnet seine Reben und atmet Traubenduft“. Dann sei er bei Rüdesheim auf goldgewobener Mondscheinbrücke hinübergewandert ans andere Ufer, habe auch da die reichen Rebenhügel gesegnet, — und als er dann auch wieder heimkehren mußte in seine stille Klausur „zu Aachen in die Gruft“, der Segen ist geblieben, und darum trinkt der Deutsche sich immer neuen Heldenmut aus dem gesegneten Traubensaft am Rhein!

Neben dem Erzeulichen zieht zuweilen ein erster Ton durch die Feilen meiner getreuen Korrespondenten.

Der Rhein war immer das Ziel meiner Sehnsucht. — allerdings solcher Ziele habe ich zahllose — doch es fand sich keine Gelegenheit, meine Wünsche zu erfüllen, aber eine teure Freundin habe ich da, eine Schwärmerin gleich mir, die auch ein Auge hat für das Schöne, und die ich habe ich weidlich ausgebeutet.

Und wenn dann die frohen, mutigen Helden das stolze Lied anstimmen: „Es braut ein Ruf wie Donnerhall, wie Scherz und Wonne, zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wer will des Stromes Hüter sein?“, da weiß man's schon, es kann nicht anders sein, es will und muß ein jeder sein Teil daran haben: „Wir alle wollen Hüter sein!“

Manche glauben, die Lasten nicht länger ertragen zu können, und sind fortgezogen, doch, wo ihnen goldene Berge winkten. Ob sie sie alle gefunden haben? Viele ja, denn die Deutschen sind ein arbeitstüchtiges, strebsames Volk, und Arbeit findet überall ihren Lohn, doch manche sind im Kampfe erlegen, gegen den sie in dem fremden Lande umsonst ankämpften!

Sie mußte mir schildern, was ich nicht selber sehen konnte, und sie tat es auch, und sprach mir so oft von all dem Herrlichen, daß ich mich wählte, ich sei selber dort gewesen.

Singen und Sagen, das ist's, was man nicht lassen kann, wenn man an den schönen, grünen Rhein denkt. Schall's nicht aus Busch und Strauch, man braucht nur anzuklingen, ein ganzes Waldesrauschen von Liedern gibt das Echo dafür.

Doch ob viel, ob wenig Glück ihnen Lebensweg begleitete, ob sie die Fremde zur neuen Heimat machten, ob sie sie lieben lernten oder fürchten, eines haben sie alle festgehalten, die Glücklichen und die Unglücklichen: die Liebe zum Vaterlande, die Treue zum Stamme, und die Sehnsucht nach denen, die dort zurückgeblieben sind, wo ihre Wiege stand!

Und dann, wenn sie von Schaffhausen sprach, dem Rheinfalle, oder von Straßburg und Konstanz, von Mainz und dem heiligen Röln, kunterbunt, wie es eben kam, oder gar von der reizvollen Fahrt von Bingen nach Königswinter, da überkam es mich wie Kriegermut, der verlebigen muß, was er liebt, und ich sang mit hellem Siegerlächeln: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“

Ein andermal wieder schrieb sie von den annuitenden Inseln, von denen so viele ihrer „Wirt“ als folgendes Wappenschild im Namen tragen: Graupenwert, Graswert, Riedwert, Nosenwert, Oberwert, und von Koblenz erzählte sie, von Laub und der malerischen Feste Gutenfels, mitten im Rheine.

Rennt Ihr das Lied: „Ich wandere in die weite Welt, auf Strohen und auf Gassen, da find ich alles schön bestellt, nur mich find ich verlassen!“, Es schließt mit den Worten: „Wie hab' ich mich abgetrieben, als ob mich nichts angeht! Nun weiß ich erst, wie sehr es schmerzt, wenn Eins dem Andern fehlt!“

Endlos sind die Sagen vom Taunus und dem Siebengebirge, die Legenden und historischen Tatsachen

ward.

So, nun habe ich meinen lieben Leserinnen erzählt, was ich von meiner Freundin erlauschte, wenn nun unsere Mitleserinnen im Plauderflüsteren mir von ihrer eigenen Heimat auch zuweilen etwas mitteilen wollen, dann mache ich gerne ein Geschichtchen daraus, zum Lob und Preise ihres schönen Heimatlandes.

Für unsere Jugend.

Waldschule.

Lieschen: Wie habens doch die Vögel gut! Da muß sich keiner quälen, Und jeder ist so frohgemut Und weiß was zu erzählen. Sie sind von selber ganz gecheit, Viel mehr noch als wir dachten, Und haben immer Ferienzeit Und Sonntag und Weihnacht! —
Gretchen: Ja, Lieschen, ja, da hast du recht, Das sind wohl schlimme Zeiten! Es geht uns wirklich mandmal schlecht, Schon mit den Strafarbeiten. — So laß uns mal zur Schule gehn Zu Finken, Amseln, Spatzen. — Ich denk, wir werden schon vertiehn, Was die zusammen schwätzen!
Lieschen: Ja, das ist mal ein Unterfisch! Es geht uns wirklich mandmal schlecht, Schon mit den Strafarbeiten. — So laß uns mal zur Schule gehn Zu Finken, Amseln, Spatzen. — Ich denk, wir werden schon vertiehn, Was die zusammen schwätzen!
Gretchen: Er freut sich seines Lebens, Doch — auf französisch, wie mir scheint, — Da müßt er sich vergebens.
Lieschen: Nun ja, wir sind noch nicht so weit, Um all das zu vertiehn... Doch — wer im Busch hier piept und jchreit, Das müssen wir mal sehen!
Gretchen: Dort in dem dichten Föhlerstrauch, Was huscht da hin und wieder?
Lieschen: Ei, Vögel find's, sie zwitschern auch, Doch keine Morgenlieder. Ach, sieh, die baun ein kleines Haus, Und jeder hilft dem andern! Das sieht ja fast... wie Arbeit aus!...
Gretchen: Komm, laß uns weiter wandern, Dort flattert es und piept wohl auch Und wird herumgesprungen — Sieh da, ein kleines Nest im Strauch, Ein Nestchen mit vier Zungen! Still! still! da kommt die Alte nun! Was ruft sie? Kannst du hören?
Gretchen: Ihr könnt wohl was bessres tun Als unsern Frieden stören!
Lieschen: Ich meine, denk ich drüber nach: Wir sind nicht klug gewesen: 's ist heut ja gar kein schwerer Tag: Nur Schreiben, Singen, Lesen...
Gretchen: Auch wird Papa beim Mittagbrot Uns beide gleich vermissen, Und was uns in der Schule droht, Das mag ich gar nicht wissen.
Lieschen: Hast du noch große Freude dran, Dich weiter zu erkunnen?
Gretchen: Zu Haus geht nun die Schule an, Ich kann hier nicht mehr lernen.
Lieschen: Der Knudrud ruft auch laut genug: „So kommt ihr schon vom Fiede: Die eine in das Klassenbuch, Die andre in die Ede!“
Lieschen: Nun hab ichs aber wirklich satt! Das muß ein Ende nehmen! Wir sind auch beide müd und matt Und wollen uns tüchtig schämen!
Gretchen: Wir habens heut recht dumm gemacht, So klug wirts machen wollten — Erst haben sie uns ausgelacht, Nun werden wir gescholten! —

Rätsel- und Spielecke.

1. (Zweifelh.)
Im Angesicht der Leute
Seht stets das erste ihr;
Es trägt so manches Tier
Auf seiner Stirn das zweite.
Licht ihr das Ganze jetzt,
Dem die Natur das zweite
Aufs erste hat gesetzt?

2.
Zwei Väter und zwei Söhne
Gingen einmal zur Jagd,
Was haben sie für schöne
Beute nach Haus gebracht?
Drei Hasen; und einen ganzen
Krug jeder in seinem Kasten.
Nun sag mir du,
Wie ging das zu?

3.
Sie steht auf dem Hügel
Und redt die Flügel;
Es dreht ihr der Wind
Bei Tag und bei Nacht
Ihre Schwänge geschwind.
Die im Kreise fliegen,
Wer kann hat gebracht,
Wird Recht dafür kriegen.

4.
Der sperrt das Maul weit auf,
Wenn unverschiff geschah,
Was er zuvor nicht sah,
Und wird oft ausgelacht.
Das sperrt das Maul weit auf,
Verschlängt ganze Gerben
Von Schafen, Oafen, Pferden,
Wird auf- und zugemacht.

5.
Es war einmal ein Zweifelh,
Der sah auf einem Dreifuß;

Ja kam heran ein Vierfuß,
Der hatte einen Stierfuß,
Da nahm sogleich der Dreifuß
In seine Hand den Dreifuß,
Und schlug damit den Vierfuß,
Dah ihm entfiel der Stierfuß.

6.
Zu dienen bin ich stets bereit;
Ich freib den Feiger deiner Zeit.
Ich spanne an deiner Tür das Schloß,
Ja aus der Waffe das Geschloß;
Ich nid vom Gut die freundlich zu,
Und schenke ich Müdigkeit nur zu schwanken,
Ich fehle rasch doch die Gedanken.

7.
Ich bin zwar meiner Schwester gleich
Im Alter und im Frischen;
Doch u ich nicht so hint wie sie
In allerlei Geschäften.
Sie wird betwächt von Kindern an,
Ich wußte vgeschickt heran;
So kommst, daß in der ganzen Welt
Man sie nur für die Rechte hält.

8.
Welche Junge, die nicht spricht,
Ist doch sicherer Bericht,
Schlichter anders kein Geschäft
Als mit Raubdruck und Gewalt?
Gold und Silber gilt ihr gleich,
Nur das Recht und Rinder nicht;
Wenn sie schon im Ausbruch schwankt,
Iret sie doch im Urteil nicht.

Lösungen der Rätsel in voriger Nummer.

1. Floß.
2. Richter und Flasche.
3. Reis.
4. Der Säme.
5. Neger, Regen.
6. Der Schanzkret.
7. Die Seidenraupe.
8. Der Anopf.
9. Der Salat.

Alte Leute.

Alte Leute sollte von jedermann das Leben so angenehm wie möglich gemacht werden.

Ich meine nicht jene alten, ehrfurchtgebietenden Männer oder Frauen, deren Leben vergangen, die etwas im Leben vor sich gebracht haben und der allgemeinen Verehrung und Bewunderung sicher sind. Sondern ich meine die wunderlichen Alten, die müde vom Leben wurden, die wie ein gebrauchtes Gefäß Liden und Schrunden und Risse bekamen. Die manchmal einen demitidenswerten Eindruck und manchmal einen lächerlichen Eindruck hervorufen. Nämlich einen lächerlichen Eindruck bei denen, die ohne nachzudenken, sich an der Armut des Geistes stoßen. Ich sah neulich eine Egar ungezogener Jungen hinter einem alten Herrn herlaufen, dessen Schnupftuch lang aus seiner Rocktasche baumelte. Der alte Herr ging still seines Weges und ahnte nicht einmal, daß er der Gegenstand dieses Gassenjungenjubsels war. Als dann ein kleines Büschchen — ich dachte mir, es wird das beim einen lieben Großvater haben — von der anderen Seite kommend, den alten Herrn auf sein fast verlorenes Taschentuch aufmerksam machte, wurde er von den anderen obendrein ausgelacht, und einer meinte: „Nun haste uns den Spaß verdorben“. Durch Erfahrungen gewöhnt, mischte ich mich nicht in den Streit, der nun zwischen den Jungen entstand. Was kann ein Fremder bei solchen Dingen tun? Die Eltern von heute lieben es nicht, wenn sich jemand in ihre Erziehung mischt, und wollte man einem Jungen, der das Alter nicht ehrt, ein paar Maulschellen verabreichen, so würde das strafbar sein — wahrscheinlich würde es auch für gesundheitschädlich erklärt werden. Die Kinder, die hinter einem alten Herrn herlaufen, oder die eine alte Frau mit ungeduld ertragen, die beim Essen ihre Suppe verschüttet, weil ihr die Hände zittern, sind unverständlich und unerzogen. Man mag sie tadeln, ermahnen, trachten sie aber nicht hoffnungslos zu verdammen. Dagegen ist es empörend anzusehen, wenn erwachsene Menschen nicht Geduld mit schrulligen und wunderlichen alten Leuten haben. Es ist gewiß nicht leicht, zumal in fargen Verhältnissen, einen alten, unbrauchbar gewordenen Menschen zu ertragen — man müßte

ihn denn lieben. Und ist das so schwer, einen Menschen lieben, der uns nichts mehr sein kann, wohl aber einmal etwas war? Vater, Mutter — und wenn er uns nie etwas war, wenn er fremd zu uns steht — wenn ihn der Zufall oder ein anderes Geschick zu uns führte, so sollten wir ihn lieben und achten, weil wir selbst einmal diese Gefühle für uns in Anspruch nehmen könnten, wenn auch wir der Natur einen unerbittlichen Tribut zahlen und — alt — vielleicht auch wunderbarlich und einsam geworden sind.

Es gibt auch böse alte Leute — aber gibt es nicht auch böse Kinder? Wie dem auch sei, es ist notwendig, sich auch gut zu den bösen zu stellen, und wiederum ist es fast immer die Liebe, die hier das Beste leistet. Sollten aber Zustände eintreten, die es unmöglich machen, einen ganz alten, unbrauchbar gewordenen Menschen in einer Hausgemeinschaft zu behalten, weil es ihm an der nötigen Pflege mangelt würde, dann müssen Mittel und Wege gesucht werden, ihn in einer Anstalt unterzubringen. Auf keinen Fall darf das Alter Not leiden — nicht nur deshalb nicht, weil das die Achtung vor dem Leben erfordert, das einst zum Wohle der anderen sich auswirkte, sondern um der Jungen willen, die beizeiten lernen sollen, daß einem alten, wunderlichen Menschen Schutz und Mitleid gehören, nicht aber Hohn und Spott und Ungebuld.

Frau U. U.

Ein Geistlicher in St. Paul, Dr. S. R. Wilson, Pastor der Zentral-Methodistenkirche, hat kürzlich unter den jungen Männern seiner Gemeinde Umfrage nach dem „idealen Ergebnis“ bekannt gemacht. Eine der Antworten lautet: „Mädchen dürfen nicht Summi taunen, wenigstens nicht in der Öffentlichkeit. Sie dürfen keine großen Hüte tragen, nicht zu arg „flirten“; sie müssen eine gute häusliche Erziehung haben und den Wert eines Dollars kennen.“ Andere Antworten auf die Rundfragen verdammen solche jungen Damen, die mit Leidenschaft tanzen oder gar an den modernen, von Irdischer Seite als unmoralisch bezeichneten Tänzen Gefallen finden.

Deutschlands Zuderausfuhr belief sich im vergangenen Jahre auf 431,000 Zentner, was eine bedeutende Abnahme verzeichnet

Befehlen und Gehorchen.

Das sind die beiden Begriffe, die dem Menschen zum Bewußtsein kommen müssen, wenn er in seinen eigenen Angelegenheiten Ordnung und Klarheit behalten will. Ein regelrechter Haushalt, eine vernünftige Wirtschaftsführung im großen wie im kleinen ist unenkbar, sobald die Wechselbeziehung zwischen diesen zwei Vorgängen menschlicher Tätigkeit aussetzt oder auch nur ins Stocken gerät.

Es zeigt von Gedankenlosigkeit, wenn manche sogenannten Weltverbesserer, die meist Latein durch schöne Redensarten zu erheben liebend, die Ansicht vertreten: der höheren Natur des Menschen widerstrebe das Gehorchen, das Schließen unter den Willen und die Bestimmung eines anderen, und niemand habe das Recht, seinen Mitmenschen einen „Befehl“ zu erteilen. Gewiß kann man ja solche Theorien mit prächtigen Bildern und feinsinnigen Geistesblitzen ausstaffieren und darf sich sein, daß sich eine Menge von Menschen, alten wie jungen, daran berausch, — aber in die nächtere und allemal so zwingende Praxis überlegt, würde das nichts Anderes bedeuten, als daß, um hier nur einiges anzuführen, kein Theaterstück aufgeführt, keine Schule gehalten werden könnte. Die sichere Funktion jedes Betriebes beruht darauf, daß ein fester, überprüfbarer Wille alles leitet, und daß sich andere Willen diesem festeren, schnell und pünktlich den erteilten Befehl auszuführen. Je fester und präziser die beiden Glieder „Befehlen und Gehorchen“ ineinander greifen, desto tadelloser vollzieht sich das Unternehmen.

Einen jungen Schriftsteller hörte ich einmal sagen: „Keinen Untergebenen und keinen Vorgesetzten haben, weder Befehle ausstellen, noch empfangen müssen, ist das Unschönste.“ Dem nach Freiheit und Ungebundenheit strebenden jugendlichen Sinn mag das gewiß so erscheinen, denn er hat ja noch keine Erfahrung sammeln können in der Richtung, daß es sich meist an der eigenen Entwidlung rächt, an dem Vorwärtskommen in praktischer, wie geistiger Hinsicht, wenn wir uns nie an den strikten Willen eines anderen gebunden fühlen.

Deutschlands Zuderausfuhr belief sich im vergangenen Jahre auf 431,000 Zentner, was eine bedeutende Abnahme verzeichnet

aus, auch unser Wille. Aber schwerlich schiden sich Menschen, die sich nicht früh ans Gehorchen gewöhnt haben, in widrige Verhältnisse und in anders geartete, den ihren entgegengelegte Charaktere.

Wo viel Freiheit, ist viel Zertum, doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht. Pfllichterfüllung können wir uns nicht wohl abgetrennt denken von der Tugend des Gehorfams, die nicht etwa zur Sklaverei, zur Unmündigkeit, sondern zur wahren Freiheit führt, weil sie ihren Ursprung in der Beherrschung wilder Triebe und ungeordneter Leidenschaften hat. Leidenschaftliche, „unordneter“ Leidenschaften; denn die edle Leidenschaft kann im Weltgeriebe auch viel Großes und Herrliches schaffen, weil sie sich ein bestimmtes Ziel absteht und nicht ins Planlose gerät, vielmehr Grenzen und Sranken anerkennt. Für die ungeordneten Leidenschaften bestehen solche Grenzen und Sranken nicht. Der Mensch, der verächtlich auf die Tugend des Gehorfams herablickt, weiß sich zu seinem eigenen Schaden niemals einzudämmen und sich selbst Zaum und Zügel anzulegen. Wenn man jene schwierigen und unglücklichen Naturen, die sich in ihren Stellungen, Berufen, auch im gesellschaftlichen Verkehr so leicht überwerfen, die das verträgliches Auskommen mit anderen auf die Dauer so wenig verstehen, die immer Unverträglichkeiten stiften müssen, oder die alle Augenblicke in Prozesse hineingeraten, wenn wir diese Eigenschaften bis in ihr Jugendland zurückverfolgen, wird sich fast immer nachweisen lassen, daß ihnen nur selten die wohlwollige Fessel des Gehorfams angelegt wurde, daß sie wohl meist nur ihrem eignen Willen gefolgt sind.

Gegen die Begriffe „Gehorchen“ und „Dienen“ besteht in unserer Zeit eine gewisse, allerdings verlebte Abneigung. Niemand will mehr für seine Arbeit und Tätigkeit das Wort „dienen“ in Anwendung gebracht wissen, höchstens sehr gebildete Personen, die im Sinne jenes Preußenkönigs denken, welcher sich als „Diener des Staats“ bezeichnete, und im Sinne Bismarcks, der auf seinen Grabstein die Worte ließ: „Ein treuer Diener Kaiser Wilhelms I.“ Diese beiden, die später Ländern und Staaten Befehle vorschrieben, hatten sich selbst früh in

Zucht genommen und an strenges Gehorchen gewöhnt. Darum hatten auch ihre „Befehle“ die große Tragweite. Nur wer es an sich selbst abnehmen und abmessen kann, wie weit man Zumutungen an den guten Willen und die Leistungskraft anderer stellen darf, wird imstande sein, zweckmäßige Befehle zu erteilen. Der ganze Form des Befehls, gleichviel ob dieser dem Offizier, vom Chef eines Handlungshauses, vom Leiter eines künstlerischen Unternehmens, von der Hausfrau, von der Lehrerin gegeben wird, fühlt man es sofort an, ob die Befehle selbst niemals in der Lage waren, Befehle gut und pünktlich auszuführen. Auf willigen Gehorfam dürfen vernunftwidrige Erlasse nicht zählen. Tüchtig handeln diejenigen, welche ihren Untergebenen eine Menge Aufträge geben für einen Zeitraum, in dem diese unmöglich ausgeführt werden können. Das gewöhnliche Dienstmädchen hat es sofort weg, wenn die Hausfrau in der Küche Anordnungen trifft, von deren Erledigung sie selbst keine Abnung hat; wenn sie von einer Arbeit, die sie eben erteilt, das Hausmädchen oder die Köchin wegruft, um im nächtigen Atemzug sie mit einem anderen Befehl zu bedenken. „Die weiß je selbst nicht, was sie will“, lautet dann mit Recht das abfällige Urteil. Sinnlose Befehle fordern eben die Kritik heraus.

Wer, gleichviel in welcher Stellung und Lebenslage er sich befindet, einen Befehl erteilt, sollte sich stets die Frage vorlegen: Ist er ausführbar? Könnte und würde ich ihn unter den gegebenen Umständen befolgen? Es wäre schon viel gewonnen, und viele unkluge Handlungen im privaten, wie öffentlichen Leben würden vermieden werden können, wenn solche Frage immer zu ihrem Rechte käme.

Man darf nicht immer von sich auf andere schließen, soll aus den Befehlen die Natur und das Vermögen, das geistige wie das körperliche der Gehorchenden berücksichtigen, nicht eine zu große Bürde auf schwache Schultern legen, aber die fräftigen und leistungsfähigen auch nicht ohne Not entlasten. Der kluge Mensch rechnet gerade bei dem Erteilen von Befehlen mit den gegebenen Verhältnissen. Er sagt sich, daß der fruchtbarste Gehorfam von größtem Wert ist, als der erzwungene.

Die beiden Hunde.

Ein Junker hielt sich ein paar Hunde, Und stellt ihn aufrecht an die Wand, Es war ein Pudel und sein Sohn. Der junge, Namens Pantalon, Vertrieb dem Herrchen manche Stunde: Er konnte tanzen, Wache stehen, Den Schußlar'n ziehen, ins Wasser geh'n, Und alles dieses aus dem Grunde. Der schlaue Fritz, des Jägers Kind, War Lehrer unster Hundes gewesen, Und dieser lernte so geschwind, Als mancher Knabe saum das Lesen. Einst fiel dem kleinen Junker ein, Es müße noch viel leichter sein, Den alten Hund gelehrt zu machen.

Man holt den Stock und prügelt Schürren; Doch bleibt er steifer als ein Bod, Und endlich fängt er an zu nurren, „Was wollt ihr?“ sprach der arme Trost.

„Ihr werdet meinen grauen Kopf Doch nimmermehr zum Doktor schlagen;“

„Geh, werdet durch mein Beispiel klug;“

„Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!“

Der Herr Schürre war sonst ein gutes Vieh, Doch seine Herrschaft zog ihn nie Zu solchen hochstudierten Sachen; Er konnte nur das Haus bewachen. Der Knabe nimmt ihn vor die Hand